

4. Gegenüberstellung der Praxis Transformative Selbstbestimmung in psychoanalytischen (Be-)Handlungsprozessen

»If one can say that the essence of the Freudian conception of mind lies in the idea that the function of the mental apparatus is drive discharge, one can equally say that the essence of contemporary psychoanalytic theories of mind lies in the idea that the main function of mind is to establish, maintain, and preserve ties to others.«¹

Was genau ist psychoanalytische Praxis als Handlungsvollzug und worin liegen die Unterschiede und Gemeinsamkeiten gegenüber anderen Formen selbstbestimmenden Tuns? Bei Gardner besetzt der Begriff des Handelns im psychoanalytischen Kontext eine eher untergeordnete Position: Er tritt vor allem bei der Abgrenzung zum Vorgang der (mental)en Aktivität auf, der Gardner wesentlich mehr Aufmerksamkeit widmet. Von dieser unterscheidet sich das Handeln auch bei Gardner dadurch, dass es im eigentlichen Sinne nur dann vorliegt, wenn das Tun rational strukturiert ist. Phänomene wie das Ausagieren oder Ersatzhandeln als Manifestationen irrationalen Tuns bilden dagegen die äußeren Äquivalente der mentalen Aktivität des Phantasievermögens und sind daher quasi etwas weniger als Handeln.²

Mit Blick auf eine angemessene Bestimmung psychoanalytischer Be-Handlungspraktiken besteht die Schwierigkeit dieser Sichtweise vor allem darin, dass sie nur eine Form der Strukturierung – A tut X aufgrund des innerpsychischen Vorgangs Y – bereithält. Um die Komplexität des psychoanalytischen Handlungsszenarios zu erfassen, braucht es jedoch nicht nur eine psychische Ausdifferenzierung des handelnden Subjekts und seiner Perspektive, sondern auch einen erweiterten Blick auf den Vollzugskontext selbst.

Den äußeren Rahmen bildet dabei ein sozialer Zusammenhang: Analytiker und Analysand sind Akteure einer Kommunikationsbeziehung und bilden daher jeweils füreinander den Adressaten bzw. das Publikum ihres Verhaltens. Die einzelnen Handlungen müssen somit immer auch

1 Eagle, *From Classical to Contemporary Psychoanalysis*, S. 107.

2 An dieser Stelle lassen sich Parallelen zu Freuds Konzeption des Probandhandelns im Nachdenken ziehen. Siehe Sigmund Freud, »Formulierungen über zwei Prinzipien des psychischen Geschehens«, in: Anna Freud (Hg.), *Sigmund Freud. Gesammelte Werke*, Frankfurt a.M.: Fischer 1999.

als kommunikative Akte mit Blick auf das übergeordnete Ziel der Verständigung betrachtet werden. Auch wenn die Umgangssprache das zentrale verbale Kommunikationsmittel bildet, weicht dieser Prozess deutlich vom Alltagsgespräch ab – im Hinblick auf den Inhalt wie auch auf die regelhaft organisierte Konstellation der Gesprächsbeziehung: Die Kommunikation dient der *Selbst*verständigung und ihre Beteiligten nehmen aufgrund unterschiedlicher Interaktionskompetenzen und sozialer Rollen unterschiedliche Positionen in einer bis zu einem gewissen Grad asymmetrischen Beziehung zueinander ein. Der Analysand teilt sich mit, was nicht nur eine Aktualisierung, sondern auch eine Inszenierung seiner praktischen Subjektivität bedeutet, während der Analytiker über die Kompetenz verfügt, beides nicht nur als Kommunikationsrahmen für den konkreten Gesprächsinhalt, sondern als existentielle Dimension des Gegenübers aufzunehmen. Hier muss man jedoch zwischen dem freudischen Modell und der intersubjektivistischen Ausrichtung der postfreudianischen Psychoanalyse unterscheiden: Freud installierte den Analytiker nach dem Vorbild des distanziert beobachtenden Wissenschaftlers nicht so sehr als personales Gegenüber des Analysanden, sondern als neutrale apersonale Projektionsfläche.³ In der intersubjektivistischen Entwicklung der Psychoanalyse wird das asymmetrische Verhältnis der Gesprächspartner dagegen durch die Neubestimmung des Analytikers als aktivem Teilnehmer und konkret betroffenem Subjekt der analytischen Beziehung dynamisiert.

Diese aktuellere Sichtweise eröffnet so auch einen neuen Blick auf die Handlungsstruktur: Der Analysand ist nicht nur Akteur und der Analytiker nicht nur Bewertungs- und Verständigungsinstanz, sondern auch umgekehrt, sodass sich eine potentiell unendliche Reihe von Aktion, Reaktion, Aktion konstituiert, in der jede Handlung von Analysand und Analytiker immer auch eine Stellungnahme zu der davor erfolgten ist.

Die enge Verflechtung der Vollzüge beider Subjekte ist mit einer wechselseitigen Bezogenheit eigentlich noch unzureichend beschrieben, denn sie resultiert in einer umfassenden Multiplizierung der Ereignis- und Bedeutungsebenen von Handeln und Verstehen bzw. Bewerten: Das psychoanalytische Handeln vollzieht sich als Zusammenspiel vieler verschiedener Aktionen, durch die der Analytiker und der Analysand miteinander

- 3 Diese Funktion wird auch mittels der Metapher der »leeren Leinwand« veranschaulicht. Einen guten Überblick über die Verwendung dieser Bezeichnung sowie die kritische Auseinandersetzung mit dem theoretischen und klinischen Konzept findet sich in Irvin Z. Hoffman, »The Patient as Interpreter of the Analyst's Experience«, in: *Contemporary Psychoanalysis*, 19 (1983). Eine andere Metapher, die in diesem Zusammenhang Verwendung findet, ist die des Analytikers als »sprechende Attrappe«. Siehe z.B. Tilmann Moser, *Der Psychoanalytiker als sprechende Attrappe. Eine Streitschrift*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1989.

und mit sich agieren, die sich aber nicht unbedingt alle einheitlich als Stufen vollwertigen Handelns bestimmen und in eine eindeutige Ordnung bringen lassen. Das liegt vor allem daran, dass das Ideal der kognitiv-reflexiven Handlungskontrolle im Kontext der psychoanalytischen Behandlung in mehreren Hinsichten unterlaufen wird. Das Zusammenspiel nicht-rationaler Dynamiken in Form von unbewussten Zuständen und der bewussten Ebene psychischen Selbsterlebens führt zu einer Relativierung der Kontrolle, die das Subjekt über seine Aktivitäten und damit über seine Interaktionen mit der Welt ausüben kann. Diese Relativierung hängt darüber hinaus eng mit einer intersubjektiven Komponente zusammen, die wie jene eben nicht als eindeutig negativer bzw. Störfaktor dient: Das handelnde Subjekt erscheint hier in einer grundsätzlichen Bestimmtheit durch seine intersubjektiven Verbindungen. Zum einen nehmen diese aktuell in Gestalt der Beziehung zum Analytiker Einfluss auf den Verlauf seines Handelns im psychoanalytischen Kontext, zum anderen dienen sie ihm quasi in virtueller Form als Grundlage seines Erlebens, indem sie in Form von vergangenen Erfahrungen und internalisierten Objekten seine innerpsychische Realität und damit auch sein bewusstes und unbewusstes Selbsterleben konstituieren. Konkret bedeutet das: Eine lebenspraktische Situation entscheidet sich nicht allein in der aktiv-bewussten Überlegung des handelnden Subjekts, sondern in einem dynamischen Prozess der Aktualisierung verschiedener psychischer Dispositionen, durch die es mit seiner Umwelt ebenso wie diese mit ihm interagiert. Hier ist somit auch eine Bestimmung praktischer Autonomie gefordert, die sich nicht nur an Kontrolle orientiert. Die Verhandlung dieser Bestimmung muss dabei wiederum als zentraler Gegenstand des psychoanalytischen Behandlungsprozesses selbst begriffen werden.⁴

Die Initiation dieses Prozesses erscheint auf den ersten Blick jedoch als eindeutiges Beispiel für Handeln als Kontrollausübung: Eine

4 Der Begriff Autonomie wird im psychoanalytischen Kontext sehr unterschiedlich gebraucht: Vor allem im Rahmen entwicklungspsychologisch unterfütterter Konzeptionen psychischer Reife wird mit dem Begriff lediglich der Status der äußeren Unabhängigkeit von den primären Bezugspersonen bezeichnet, dagegen weisen viele klinische Theorien eine Konzeption von Autonomie auf, bei der es um die Eigenständigkeit des Subjekts gegenüber seiner erlittenen Traumata und damit auch um die normativen Bedingungen einer im ethischen Sinn lebenswerten Existenz geht. Ich möchte mich bei der Verwendung an diejenigen Ansätze orientieren, welche die psychoanalytische Rückbindung der autonomen Person an die intersubjektive Beziehung zu anderen Personen als Ausgangspunkt für eine Neubestimmung des Verhältnisses von inner- bzw. intersubjektiver Selbstregulierung und der Erfahrung und Anerkennung innerer und äußerer Unverfügbarkeit bestimmen. Als zentrales Beispiel sei hier der Begriff der »dezentrierten Autonomie« von Honneth genannt, in dem dieser nicht nur die Position Winnicotts

Psychoanalyse kann nur zustande kommen, wenn sich der Analysand eigenverantwortlich dafür entscheidet: Das Subjekt erkennt, dass es sein eigenes psychisches Erleben nicht mehr versteht bzw. dass es ihm nicht mehr Herr wird und fällt, basierend auf dem Wunsch, an diesem Zustand etwas zu ändern und der Überzeugung, dass ein Psychoanalytiker ihm dabei helfen könnte, die Entscheidung, sich in psychoanalytische Behandlung zu begeben, um so mit einer »generalüberholten« Psyche neu für sein Leben gewappnet zu werden. Bei genauerer Betrachtung entpuppt sich diese Handlung jedoch als komplexer strukturiert: Wenn man im Anschluss an die eben gegebene Beschreibung danach fragt, worauf genau sich die Einschätzung des Subjekts sowohl seinen psychischen Zustand als auch die anstehende Behandlung betreffend stützt, weist seine Überlegung doch schnell Lücken im Begründungs- und Rechtfertigungsgeflecht auf, wodurch die scheinbar transparente Struktur der Handlung ins Wanken gerät: Eben weil der zukünftige Analysand nur über eine Perspektive verfügt, die sich aus der Psyche konstituiert, um deren Verfasstheit es ja gehen soll, verfügt er nur über einen begrenzten Horizont bezogen darauf, wie es um sein psychisches Konflikt- und Entwicklungspotential steht.

Das Subjekt trifft somit eine scheinbar kontrollierte Entscheidung, doch der Ausgang des Vollzugs ist völlig offen: Es ist eine Entscheidung dafür, sich im existentiellen Sinn durch die Teilnahme an der psychoanalytischen Praxis und damit durch ein anderes Subjekt und das Handeln mit ihm bestimmen zu lassen. Dabei lässt es sich zugleich neu auf die bereits bestehende, eigene Bestimmtheit ein: Das Subjekt handelt aus einer individuellen lebensgeschichtlichen Prägung heraus, die nicht nur als Grundlage fungiert, sondern in ihrer Organisation unbewusst gewordener Begehrens- und Phantasiestrukturen sowohl Situationsdeutungen und darauf basierende Handlungspläne als auch die bewusste Selbsterfahrung als Akteur dieser Handlungsstrukturen immer schon mitbestimmt.

Vor diesem Hintergrund erscheint die Entscheidung in einem anderen Licht: Das bewusst gelebte Selbstbild des Subjekts, aus dem heraus es sich für die Analyse entscheidet, ist bereits ein rationalisiertes Konstrukt der Selbststeuerung, in dem leidvolle Erfahrungen, unerfüllte Begehren und unerwünschte Gefühle nur insoweit Berücksichtigung finden, als das bewusste Ich nicht von Angst und dem Gefühl des Bedroht-Werdens absorbiert wird.

verwendet, um den kantischen Autonomiebegriff einer deutlichen Kritik zu unterziehen, sondern dabei als drittes Merkmal neben der Fähigkeit zur angstfreien Artikulation von Handlungsimpulsen und zur affektiv-kognitiven moralischen Kontextsensibilität auch die zur narrativen Organisation der lebensgeschichtlichen Wertungen anführt. Siehe Honneth, »Dezentrierte Autonomie«, S. 155f.

Die psychoanalytische Konzeption des Rationalisierens ist hier von zentraler Bedeutung: Dieser Blick auf die Entscheidung für die Behandlung basiert keinesfalls auf der Annahme, das Subjekt sei nicht in der Lage sein Vernunftvermögen zu gebrauchen. Mit Blick auf den Entwicklungsprozess einer analytischen Behandlung muss man jedoch feststellen, dass die bloße Anwendung dieser Kompetenz zwar notwendig, aber nicht hinreichend ist, um eine Veränderung im praktischen Selbstverhältnis zu vollziehen. Dieser Prozess kann nur durch das Subjekt selbst angestoßen werden – durch die als eigenmächtig erfahrene Entscheidung für die psychoanalytische Behandlung –, er kann aber nicht nur durch dessen bewusste Entscheidungen gelingen, denn dazu gehört ein Entäußerungsprozess, in dem das Subjekt auch dadurch neue Bekanntschaft mit sich selbst macht, dass es sich den Entscheidungsfindungen der Beziehungsdynamik mit dem Analytiker überlässt.

Ein solcher Entwicklungsprozess an den Grenzen der Selbststeuerung basiert auf der Kapazität des psychoanalytischen Gesprächs, das konstitutive Zusammenspiel von subjektiver Selbstbestimmung und intersubjektiver Beziehung auf der Ebene der Sprache bzw. des Sprechens zum Ausdruck und zur Verhandlung zu bringen: Im Sprechen des Analysanden kommt nicht nur sein bewusstes Selbstverständnis zum Ausdruck, sondern offenbart sich auch dessen Verankerung in einer individuellen Beziehungsgeschichte von Interaktionserfahrungen, die als Kommunikations- und Beziehungsmuster internalisiert wurden, was sich nun sowohl in der Verwendung sprachlicher Bedeutungen als auch im Niederschlag unbewusster Regungen auf der konnotativen Ebene des Sprechens zeigt.

Diese Strukturen liegen aus psychoanalytischer Sicht grundsätzlich jeder Aktualisierung des subjektiven Sprachgebrauchs zugrunde, jedoch schafft das psychoanalytische Setting einen originären Kommunikationskontext, in dem ihre Funktionsweisen selbst verhandelt werden können: Dafür müssen räumliche und zeitliche Rahmenbedingungen erfüllt sein, vor allem aber die beiden Grundregeln: die der freien Assoziation für den Analysanden und die der gleichschwebenden Aufmerksamkeit für den Analytiker.⁵ Der Analysand ist dazu aufgefordert, möglichst ungefiltert das auszusprechen, was ihm in den Sinn kommt und der Analytiker soll das so Gehörte und das nebenbei Ungesagte möglichst offen und voreingenommen aufnehmen, um dann darauf mit einer »psychoanalytische[n] Antwort« zu reagieren, die eine originäre Ambiguität zwischen einer »theoretischen Präokkupation« und der »Suspension« von Orientierungen an Vergangenheit und Zukunft zugunsten einer möglichst umfassenden Unvoreingenommenheit – die letztlich zur ›inneren Wahrheit‹

5 Warsitz, Rolf-Peter/Küchenhoff, Joachim, *Psychoanalyse als Erkenntnistheorie – psychoanalytische Erkenntnisverfahren*, hier vor allem Kapitel 6.

des Analysanden führen soll – aufweist.⁶ Diese Regelung des psychoanalytischen Settings konstituiert eine besondere Form des kommunikativen Handelns, was ihm eine zentrale Position in der Handlungstheorie von Habermas einbringt: Der psychoanalytische Prozess erscheint hier im Rahmen der Explikation der Kategorie des expressiven oder dramaturgischen Sprechhandelns, dessen Rationalisierung sich am »Modell des therapeutischen Gesprächs« aufzeigen lässt.⁷

Nun steht Habermas' sozialwissenschaftlich orientierte Handlungstheorie nicht im Mittelpunkt meiner Überlegungen,⁸ jedoch liefert sie eine wichtige praktisch-philosophische Orientierung im Hinblick darauf, wodurch sich das psychoanalytische Handeln von anderen Sprachpraktiken unterscheidet und wie die Spannung zwischen intersubjektiver Übereinstimmung und individueller Widerständigkeit als konstitutives Merkmal in die Bewertung dieses Handelns integriert werden kann. Daraus resultiert eine doppelte, in sich spannungsreiche Charakterisierung: Einerseits kommt die psychoanalytische Kommunikation wie jede Form der sprachlichen Verständigung nur zustande, wenn die beteiligten Subjekte bereit und fähig sind, objektive Regeln des Sprachgebrauchs als gegeben anzunehmen. Andererseits wird im Rahmen der psychoanalytischen Kommunikation die Frage verhandelt, wie sich das individuelle Selbstverhältnis in der subjektiven Sprachverwendung des Analysanden zeigt *und* nach welchen Parametern dieses gedeutet werden sollte.

Die Interaktion zwischen Analytiker und Analysand beinhaltet eine performative Verhandlung der Gelingensbedingungen dieser Interaktion, indem beide Subjekte nicht nur *über* ihre Positionen als Dialogteilnehmer sprechen, sondern diese Selbstverständnisse *aussprechen* und so nicht nur ihre Ansichten, sondern sich selbst in ihrer praktischen Subjektivität, die selbst wiederum auf Interaktionserfahrungen fußt, zur Disposition stellen.

Dass die damit einhergehende Suspendierung des alltäglichen Selbstverständnisses als selbstbewusster Akteur mit einer eindeutigen Motiva-

6 Ibid., S. 91/92.

7 Jürgen Habermas, »Aspekte der Handlungsrationalität (1977)«, in: *Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt a.M. 1984, S. 467.

8 Habermas konzentriert sich vor allem auf die sozialphilosophisch und gesellschaftstheoretisch rückgebundene Sicht auf die Psychoanalyse und ihr Kommunikationsmodell, während mein Fokus klarerweise auf den individual-subjektiven Faktoren des Zusammenhangs von Handeln, Vernunft und praktischer Selbstkonstitution liegt. Siehe Jürgen Habermas, »Erläuterungen zum Begriff des kommunikativen Handelns (1982)«, in: *Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt a.M. 1984, S. 571/2.

tions- und Begründungsstruktur nicht in einem Zusammenbruch bzw. Scheitern der Kommunikationsbeziehung mündet, ist keine Selbstverständlichkeit, sondern wird durch bestimmte Vorkehrungen angestrebt: Zum einen gelten für die analytische Interaktion nicht die üblichen Regeln der äußeren Realität, vielmehr orientiert sich der Beziehungs- und Interaktionskontext des (Be-)Handlungsvollzugs am imaginativen Erlebnisraum des Analysanden und damit an seiner *psychischen* Realität. Hier finden sprachliche Inszenierung und Spielräume des Ausprobierens von Selbstverhältnissen und Handlungsvollzügen im Modus des ›Als-ob‹ auf eine Weise zusammen, die dem zentralen Bestandteil der psychoanalytischen Behandlung den Boden bereitet: der *Übertragungsbeziehung*. Die psychoanalytische Praxis konstituiert sich im inszenierten Austausch von verborgenen affektiven Erinnerungsspuren, die nicht kognitiv aus der Erinnerung rekonstruiert, sondern in ihren ursprünglichen Interaktionserfahrungen reaktiviert werden, indem der Analysand diese Erfahrungen auf seine Interaktion mit dem Analytiker überträgt und so wieder erlebt.

Dabei handelt sich allerdings nicht um eine illusorische oder hypnose-ähnliche Erfahrung – der Analysand ist in der Regel nicht davon überzeugt, dass er auf einmal nicht mehr seinen Analytiker, sondern eine Figur aus der eigenen Lebensgeschichte vor sich hat. Der Rahmen des psychoanalytischen Settings zielt jedoch darauf ab, die bewusste Selbstregulation so weit abzubauen, dass sich seine unbewusste (Konflikt-)Dynamik als Bestandteil seines Selbst und damit als Mit-Urheber seiner Handlungsvollzüge zeigen kann. Der Analytiker versucht einen Kontext zu schaffen, in dem der Analysand seinem Phantasievermögen als Impulsgeber für sein Sprechhandeln folgen kann, während der reflektierende und kontrollierende Teil seiner Akteursperspektive in den Hintergrund tritt. Auf diese Weise vermag sich eine fragile Gratwanderung zu realisieren – zwischen dem Erleben des Analysanden als selbstbestimmtem Akteur, der dem Analytiker von sich erzählt bzw. sich über seine Lebensgeschichte und Lebenspraxis verständlich macht, und einem neuen Erleben seines Selbst, das sich zunächst als fremd und unangenehm gestaltet, weil es auf unerwünschte und/oder beängstigende Aspekte der eigenen Persönlichkeit gelenkt wird.

Als stabilisierender Orientierungspunkt dient dabei auch die entdeckernde Erfahrung der Selbstwirksamkeit – eine Psychoanalyse zielt letztlich auf die Kompetenz ab, sich sein Selbst in seiner psychischen Organisation neu anzueignen und damit auch darauf, seine bewussten und unbewussten Aktivitäten als eigene zu erfahren.⁹ Diese Selbstwirksamkeit wird nicht nur als isolierte Urheber-Relation zwischen dem Subjekt und seinen Handlungen verstanden, sondern in der Beziehungsdynamik zwischen dem Subjekt, seinen Handlungen und seinem Gegenüber und

9 Angehrn, Emil/Küchenhoff, Joachim, *Die Vermessung der Seele*, S. 108f.

damit auch in einem interdependenten Verhältnis zur Wirksamkeit auf andere Subjekte verortet. Sie stellt gerade deshalb ein Behandlungs-Ziel dar, weil sie die Anerkennung auch des ungewollten wirksam Werdens umfasst.

Diese Aspekte verweisen auch auf ein sehr spezifisches Verständnis der prozessualen Verfasstheit des Selbst: Sie wird als dynamische Organisation verstanden, in der seine Selbst-Vorstellungen, die in eine Interaktionsgeschichte eingebettet sind, in Form von internalisierten Objekten miteinander in Beziehung treten, in Konflikt geraten und in bewussten oder unbewussten Kontakt mit der Außenwelt treten. Auf diese Weise repräsentiert das Selbst zugleich seinen Stand in einem Entwicklungsprozess, in dem sich das Selbstverständnis ausgehend von den konstitutiven frühkindlichen Interaktionen mit den primären Bezugspersonen in Beziehungs- und Interaktionserfahrungen aktualisiert und verändert.

Diese Zusammenhänge spielen auch in Honneths Überlegungen zu den modernen Bedingungen gelingender praktischer Subjektivität eine zentrale Rolle: »[A]lles, was wir als Gestalten der individuellen Selbstbeziehung zu beschreiben gewohnt sind, seien es moralische Gefühle, Willensakte oder Bedürfnisartikulationen, sind das Ergebnis von Interaktionen, die gleichsam nach innen verlagert worden sind und hier zur Ausbildung von kommunikationsähnlich aufeinander bezogenen Instanzen geführt haben.«¹⁰

Als psychoanalytische Quelle dient ihm Donald Winnicott und dessen Konzeption des Selbst und seiner konfliktanfälligen Entwicklung. Während die Wahl von Freuds Ansatz durch dessen Fokus auf das einzelne Subjekt mit Gardners isolierter Aneignung des Analysanden als irrationalen Akteur korrespondiert, eignet sich meines Erachtens die Auseinandersetzung mit Winnicott und seinem methodologischen Selbstverständnis als zentraler Ausgangspunkt einer Herangehensweise, die den Fokus auf die intersubjektive Einbettung gelingender Selbstbestimmung durch die psychoanalytische Theoriebildung in deren Auseinandersetzung mit ihren Methodenverständnissen legt.

Winnicotts Ansatz kann im weitesten Sinn als eine frühe Version einer »relationalen Psychoanalyse« betrachtet werden, »which considers relationships with others, not drives, as the basic stuff of mental life«.¹¹ Mit diesem Richtungswechsel sind weitreichende Änderungen auch für die psychoanalytische Vorstellung gelingender Selbstvergegenwärtigung verbunden: Ausgehend von einer Konzeption der frühen Kindheit als Phase der Entwicklung aber auch der Hilflosigkeit und der Unselbstständigkeit wird die psychisch reife Praxis der Selbsterfahrung

10 Honneth, »Objektbeziehungstheorie und postmoderne Identität«, S. 1095.

11 Stephen A. Mitchell, *Relational concepts in psychoanalysis*, Cambridge MA: Harvard University Press 1988, S. 2.

und Selbstbestimmung als Prozess begriffen, in dem das Subjekt mit der Tatsache umzugehen lernt, dass es seine Selbstständigkeit nicht durch eine fixe Trennung zwischen heterogener, fremdpsychischer Umwelt und autonomem, unmittelbar zugänglichem Selbst herstellen kann, sondern nur durch den Filter der Erkenntnis, dass selbst sein individuellstes und subjektivstes Erleben, seine privatesten Wünsche und Begehren durch die Begegnung mit anderen Menschen gestiftet sind. Bei dieser Erkenntnis handelt es sich im Kontext der psychoanalytischen Behandlung um praktisches Selbstwissen: Der Analysand erwirbt die Kompetenz im Umgang mit sich selbst, inner- und intersubjektive Beziehungsmuster in einen konstruktiven wie kritischen Zusammenhang zu setzen.

Bei der damit verbundenen Inszenierung der psychischen Realität ist es dementsprechend nicht mit einer theoretischen Feststellung der Spannung zwischen affektiv aufgeladenen Konflikten und der bewussten (Selbst-)Wahrnehmung getan. Stattdessen geht es um eine zwischen realen Subjekten ver- und ausgehandelte Gratwanderung zwischen Eigenständigkeit und Verbundenheit, Abgrenzung und Verschmelzung oder auch Individuation und Vergesellschaftung, die in ihren epistemischen und ethischen Qualitäten für gelingende Transformationen des Selbstverhältnisses konstitutiv ist.

Den Grundstein für diese Verhandlung existentieller Gegensätzlichkeiten legt nach Winnicott wesentlich ein Entwicklungsszenario, demzufolge die autonome Selbsterfahrung erst durch ihre Rückbindung an die Verarbeitung früher Interaktionen mit der primären Bezugsperson in Form psychischer Internalisierungen als Errungenschaft und Kompetenz differenziert erfasst werden kann. In diese Interaktionen startet die kindliche Psyche mit einer passiven Position des Erfahrens und Erleidens ihrer Umwelt durch ihre Bedürfnisse. Diese Perspektive verfügt weder über eine Unterscheidung zwischen Innen- und Außenwelt noch über die zwischen Phantasie und Realität, was nicht nur im Fehlen einer eindeutigen Selbst-Vorstellung oder Selbst-Repräsentation, sondern auch in als real erlebten Affekten resultiert. Die Wurzel für ein Verständnis seiner selbst als personale Identität liegt hier in einer Illusionserfahrung: Das Kind eignet sich nach und nach die Befriedigung seiner Bedürfnisse durch aktives Eingreifen in seine Umgebung an und befreit sich so aus einer rein passiven Position. Als Unterstützung dieses Prozesses dient zu Beginn die Illusion der Omnipotenz. Indem die primäre Bezugsperson zuverlässig auf die Bedürfnisäußerungen des Kindes mit Bereitstellung der Befriedigung reagiert, macht das Kind die stabilisierende Erfahrung, dass es die Welt nach seinen Begehren lenken kann. Aufgrund des noch fehlenden denkenden Selbstbezugs spricht Winnicott hier noch nicht von einem Selbst, denn seiner Ansicht nach wird »[d]as Wort Selbst [...] sinnvoll, wenn das Kind angefangen hat, seinen

Intellekt zu benützen, um das anzuschauen, was andere sehen oder fühlen oder hören und was sie begreifen [...]«.¹² Dennoch handelt es sich um eine Initiationssituation: Die ersten Erfahrungen der Selbstwirksamkeit leiten einen Prozess ein, der das Selbstverständnis des Kindes und sein Erkennen von anderen Subjekten als eigene psychische Identitäten mit eigenständiger Perspektive ermöglicht. Konkretes Ziel ist hierbei die Ich-Integration, die auch die Abgrenzung der Identität des Kindes von allem, was Nicht-Ich ist, anzeigt.¹³

Auf dieser Entwicklungsstufe werden wesentliche Faktoren der epistemischen und praktischen Orientierung des psychisch reifen Subjekts – wie die Unterscheidung zwischen sich und der Welt und zwischen Realität und Illusion – verankert, die als Kompetenzen der psychischen Selbst-Organisation durch individuelle interaktionale Erfahrungen und deren affektive Gestalt geformt werden. So entwickelt sich das psychische Subjekt im Rahmen einer immer komplexeren Selbsterfahrung am Durchleben der Spannung von Eigenständigkeit und Angewiesenheit: Diese konstituiert sich im lebensgeschichtlichen Vollzug der Ablösung aus der primären Abhängigkeit *und* der anerkennenden Integration bzw. Verinnerlichung der Interaktionen in ihrer vermittelnden Funktion zwischen innerer und äußerer Realität.

Die frühe intersubjektive Beziehung eröffnet dem Subjekt so eine Erlebnis-, Denk- und Handlungsperspektive, mit der es sich als eigenständiges Individuum in seinem Handeln praktisch bestimmt, die aber auch durch zwei Bedingtheiten bestimmt wird: Zum einen besitzt die Kapazität zur Entwicklung und Entfaltung die grundlegende Dimension einer aus frühesten Erfahrungen gespeisten Bezogenheit, die sich in den interaktionalen Prägungen des Selbst und deren Einfluss auf seine emotionale Stabilität manifestiert. Zum anderen liegt ein einzigartiges Potential der Reflexion, Kritik und Transformation der subjektiven Selbstbestimmung in der interpersonellen Begegnung.

Um vor allem Letzteres konkreter nachzuvollziehen und damit zur psychoanalytischen Behandlungspraxis als paradigmatischem Fall der Aktualisierung dieses Potentials zurückzukommen, hilft der Bezug auf Winnicotts objektbeziehungstheoretische Position. Auf die Vieldeutigkeit des psychoanalytischen Objektbegriffs habe ich bereits hingewiesen, seine Funktion im Entwicklungsprozess des Selbstbezugs nimmt dabei eine zentrale Funktion ein. Objektbeziehungstheoretische

12 Donald W. Winnicott, *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt*, Gießen: Psychosozial-Verlag 1974, S. 72.

13 Dabei geht es nach Winnicott wesentlich auch um eine materiale Dimension: Das Kind erreicht durch sein von der Bezugsperson unter- und gestütztes Erleben der Welt den Zustand des »psychosomatischen Innewohnens« und damit eine basale Einheit von Psyche und Körper, die durch die Hautgrenze von allem anderen getrennt ist. *Ibid.*, S. 79/80.

Positionen richten ihre Aufmerksamkeit darauf, welchen Beitrag Objektbeziehungen zur Struktur psychisch reifer Selbstorganisation leisten: Der Begriff des internalisierten Objekts markiert hier nicht eine statische Entität, sondern das Potential einer Aktivität des psychischen Subjekts, das zu verschiedenen Anlässen immer wieder aktualisiert wird. Dabei kommt eine Seite seiner Persönlichkeit bzw. seines Selbst zum Vollzug, die sich einer bestimmten Interaktion mit der Welt verdankt.¹⁴ Hier wird der doppelte Sinn der psychoanalytischen Verwendung des Wortes Objekt deutlich: Indem sich die subjektive Psyche dynamisch organisiert, konstituiert sich das Selbst mithilfe seiner Objekte und eröffnet damit die Relation, die auch seine intersubjektive Bestimmung – es fungiert als potentielles Objekt für andere Subjekte – strukturiert, sodass der Objektbegriff das Innen der zu einer subjektiven psychischen Perspektive geronnenen Erfahrungen und das Außen zwischenmenschlicher Kommunikations- und Beziehungspraktiken verbindet.

Mit Winnicott lässt sich die Entwicklung des Selbstbezugs auch als Aufbau eines Netzwerkes an Objektbeziehungen reformulieren: Aus der ursprünglichen Bedürfnis-Interaktion mit der Bezugsperson heraus entwickelt das Kind auf der Basis seines affektiven Erlebens dynamische Vorstellungen eines Mutterobjekts und verarbeitet so die befriedigenden und versagenden Erfahrungen auch als Orientierungsschema für weitere Interaktionen. Dabei kommt es zur Spannung zwischen der eigenen Allmachtsillusion über die bedürfniserfüllenden Objekte und Versagungserfahrungen. Die Bezugsperson muss diese Spannung auffangen, damit das Kind nicht von Ohnmacht überwältigt wird, sondern die Unterscheidung zwischen inneren, unbedingten und realen, affektiv ambivalenten Objekten und damit zwischen innerpsychischer Realität und objektiver Wirklichkeit bzw. zwischen sich selbst und allem anderen akzeptieren und in seine Lebensperspektive integrieren kann.

Auffangen bedeutet hier jedoch nicht, dass die Bezugsperson um jeden Preis versucht, die Konfrontation mit der Realität durch eine lückenlose Bedürfnisbefriedigung zu entschärfen, sondern, dass sie dem Kind einen Handlungs- und Erfahrungsspielraum eröffnet, einen »Zwischenbereich der Erfahrung«, in dem es selbstständig Beziehungen zu sogenannten »Übergangobjekten« – die weder ganz subjektiv noch ganz real sind – entwickelt und so in einem affektiv tolerablen Bereich des »Als-ob« seine Kompetenzen im Hinblick auf die echte Begegnung mit dem Fremden, dem Nicht-Ich testet und ausprobiert.¹⁵

14 Zu den hier angedeuteten Verständnissen des psychoanalytischen Objekts siehe auch Eagle, *From Classical to Contemporary Psychoanalysis*, S. 146f.

15 Donald W. Winnicott, »Übergangobjekte und Übergangsphänomene«, in: *Psyche*, 23: 9 (1969), S. 668.

Bei dieser Phase handelt es sich um die Eröffnung einer Dimension, die für die weitere Lebenspraxis im Ganzen relevant bleibt. Dabei geht es um die Möglichkeit, von der alltäglichen »Aufgabe, innere und äußere Realität voneinander getrennt und doch in wechselseitiger Verbindung zu halten« auf spielerische Weise Abstand zu gewinnen, indem man sich im Rahmen von »illusionären Erlebnissen« auf die kreativen Kapazitäten des subjektiven Erlebens besinnt, mit denen man sich die Welt macht, wie sie einem gefällt.¹⁶

Winnicott bestimmt hier den Kern des »wahren« Selbst als Quelle der »spontane[n] Geste« und »persönliche[n] Idee«,¹⁷ als kreativen Impuls, der die Lebendigkeit der aktiven Psyche begründet und gleichzeitig das Streben nach Interaktionen mit der Welt, nach einem Selbstwirksamwerden im Austausch mit anderen und anderem antreibt und auch den Aspekt von Eigenmächtigkeit und Selbstständigkeit repräsentiert, der ein auf etwas und jemanden Zugehen als wesentliche Bedingung psychischer Selbstorganisation etabliert.¹⁸

Die Erwähnung des »wahren Selbst« verweist aber auch noch auf etwas anderes: Winnicott ist als klinischer Forscher vor allem für das Begriffspaar des »wahren« und des »falschen« Selbst bekannt, wobei Letzteres Symptom eines schwerwiegenden psychischen Konflikts ist.¹⁹ Der Entwicklungsprozess kann scheitern und die Selbstentwicklung behindern, sodass das erwachsene Subjekt sich selbst nicht nur in einzelnen Aktivitäten und Situationen, sondern im Ganzen fremd ist. Winnicott unterscheidet bei dieser Fremdheit mehrere Stufen, deren Abfolge sich aus der Schwere eines mehr oder weniger traumatischen Konflikts ergibt.

Diese Ausführungen sind in methodologischer Hinsicht interessant, da Winnicott hier seine Forschung und Theoriebildung mit deren Anwendung in seiner klinischen Arbeit als Psychoanalytiker kurzschließt. Dabei bleibt man in der Lektüre von Winnicotts theoretischen Texten jedoch auf einer abstrakten Ebene: Es wird klar, *welche*, aber nicht *wie* die Erkenntnisse zur Entwicklung und Störung der Selbstbeziehung angewendet werden.

Somit ließe sich auf den ersten Blick ein vorsichtiges Resümee ziehen: Durch die Konzentration auf die interpersonelle Einbettung der

16 Ibid., S. 668 und 680.

17 Winnicott, *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt*, u.a. S. 193.

18 Den Begriff der Lebendigkeit verwendet auch Honneth in diesem Zusammenhang; auf die normativ-evaluativen Implikationen der Bestimmung des Selbst, das sich seiner intersubjektiven Bedingtheit nicht nur bewusst ist, sondern sich an dieser immer wieder psychisch organisiert, als gelingender Praxis der Selbstbestimmung werde ich noch zurückkommen. Siehe Honneth, »Objektbeziehungstheorie und postmoderne Identität«, S. 1106.

19 Winnicott, *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt*, hier Kapitel 12, »Ich-Verzerrung in Form des wahren und des falschen Selbst«.

psychischen Organisation und Entwicklung des Selbstverhältnisses können Aspekte psychoanalytischer Praxis in den Blick genommen werden, die bei Gardners innerweltlichem Fokus in den Hintergrund geraten. Dies ist jedoch ein recht abstrakter Vergleich, der wenig zu den originären Maßstäben der Theoriebildung und den daran beteiligten Rationalitätsverständnissen aussagt. Inwiefern soll es Licht in das Dunkel psychoanalytischer (Ir)Rationalität und transformativer Selbstbestimmung bringen, das Subjekt als Sammelpunkt verschiedener Objekte zu begreifen?

Es ist wichtig, Winnicotts Theorie des Selbst nicht bloß als Beispiel für eine klinisch erweiterte Metapsychologie zu betrachten, sondern als einen exemplarischen Versuch der Verbindung klinischer bzw. behandlungstechnischer Berücksichtigung und theoretischer Abstraktion von besonderen Verhaltensweisen, die der Analysand in der psychoanalytischen Praxis zeigt. Eine psychoanalytische Theorie des Selbst ist zunächst einmal Bestandteil einer »Metahermeneutik« wie Heim es nennt:²⁰ sie ist Teil der Technik des Analytikers, nicht aber ein theoretisches Wissen, das dieser seinem Analysanden lediglich zu erklären und so zu vermitteln bräuchte. Was es braucht, ist die praktische Vermittlung einer Fähigkeit in ihrem gemeinsamen Vollzug, also in einem Handeln, das der Verständigung über und dabei der Neu-Bestimmung des Selbst dient. Um die Theorie als genuin psychoanalytische Konzeption auszuwerten, muss man ihre Rückbindung an eine klinische Praxis in den Blick nehmen.

Als Ansatz, mit dem Analysanden einen gelingenden Zugang zu der Bedingtheit seines Selbst zu finden, lässt sich Winnicotts objektbeziehungstheoretische Konzeption des Selbst als Konkretisierung der Annahme betrachten, dass die Selbstverständigungsprozesse des Analytikers und des Analysanden im Behandlungsprozess performative Verhandlungen der intersubjektiven Bedingtheit von Selbstbestimmung und ihrer theoretischen Erfassung durch den Analytiker bilden. Dabei spielt auch die praktische (Ir)Rationalität und die Reflexion ihrer Zuschreibung eine spannungsreiche Rolle: Die Orientierung an rationalen Maßstäben in der Entwicklung theoretisch-metapsychologischer Überlegungen zum Selbst führt den Analytiker zu einer Behandlungssituation, in der er nicht nur eine (Ir)Rationalität als Selbstbestimmung zuschreibende Perspektive bildet, sondern diese im Rahmen der Verständigung mit dem Analysanden und damit in der Inszenierung der intersubjektiven Bedingtheit von Selbstbestimmung als sein eigenes rationales Selbstverständnis wiederum zur Disposition stellt.

20 Heim, *Die Rationalität der Psychoanalyse*, hier 2. Kapitel, »Hermeneutische Rationalität – Geschichte und Struktur im Doppelcharakter psychoanalytischen Verstehens«.

Für eine philosophische Betrachtung ergeben sich daraus zwei mögliche Vorgehensweisen: Die dem *Analysanden* zugeschriebene (Ir)Rationalität lässt sich zum einen in Fortführung von Gardners, Habermas' und Honneths Überlegungen unter den Bedingungen der psychoanalytischen Handlungssituation nachzeichnen und mit trennscharfen und ethisch aufgeladenen Unterscheidungen zwischen Rationalität und Irrationalität konfrontieren. Die Diskussion darüber, inwiefern die Betrachtung des Analysanden durch den *Analytiker* ein vernünftiges, die Verständigungspraxis und ihren konstitutiven Beitrag zum Selbstverständnis beförderndes Handeln bildet, stellt zum anderen eine eigene Herausforderung auch als kritische Reflexion der Perspektive normativer Rationalitätskonzeptionen dar.

Im Sinne der *ersten* Vorgehensweise lässt sich das Handeln des Analysanden nicht nur vor, sondern auch während der Analyse im begründungstheoretischen Sinn als mehr oder weniger rational charakterisieren, wobei diese Aufgabe immer komplexer gerät, je weiter man in die psychoanalytische Behandlung vordringt. Wenn Gardner den *Rattenmann* als Beispiel für das praktisch-irrationale Subjekt der Psychoanalyse präsentiert, trägt er zwar dem Umstand Rechnung, dass der Analysand immer wieder die Erfahrung macht, sein eigenes Verhalten wie fremdgesteuert zu erleben und allein keinen direkten Zugang dazu findet, dass er für Handlungsaktivitäten verantwortlich ist, die seinem bewussten Zugriff durch affektive Einstellungen zu vergangenen Bedürfnissituationen entzogen sind. Die philosophisch gefasste Vorstellung (ir)rationalen Handelns erfährt dabei jedoch nur in Teilen eine Modifizierung, insofern die Dynamiken des Unbewussten als Einflussfaktor eingeführt werden. Wenn man praktische Irrationalität in der Psychoanalyse als Verhalten bestimmt, das sich aufgrund einer epistemisch beeinträchtigten Akteursperspektive nicht als Handeln im eigentlichen Sinn qualifiziert, setzt man nicht nur ein Ideal rationalen Handelns voraus, sondern auch, dass sich dieses ohne Weiteres auf die psychoanalytische Praxis übertragen lässt.

Gardner hat erkannt, dass sich die Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse dazu nutzen lässt, das philosophische Bild des Geistes bzw. der Psyche in Abgrenzung vom cartesianischen Bewusstseinsideal zu erweitern. Wenn man die psychoanalytische Praxis ausgehend von Habermas und Honneth als komplexe Beziehung zweier handelnder Subjekte und Forschungspraxis des Psychoanalytikers als beteiligtem Beobachter bestimmt, wird deutlich, dass hier auch das philosophische Ideal gelungenen Handelns als rationaler Selbstvergegenwärtigung radikal hinterfragt wird. Da es dabei um eine Erweiterung des *was* und des *wie* der Erörterung gelingenden Handelns geht, ist diese Erschütterung nicht zu unterschätzen, womit die *zweite* Vorgehensweise in den Blick kommt.

Psychoanalytische Erörterungen klinischer Handlungspraxis sind in ihren normativen Implikationen durch einen eindeutigen ethischen Rahmen organisiert: Handlungsvollzüge werden nicht allein nach abstrakten Vorgaben der Rechtfertigung oder des Verstehens betrachtet, sondern unter den ethischen Maßgaben der Leidminderung, der Wahrhaftigkeit gegenüber sich selbst und der Aufrichtigkeit in der Kommunikation.

Doch was bedeutet dies für den Begriff des Handelns selbst? Zunächst einmal ist potentiell alles, was der Analysand innerhalb des psychoanalytischen Settings tut, Handeln von Bedeutung. Zu betonen ist hier allerdings die Potentialität:²¹ Zum einen muss die Bedeutsamkeit der Handlung an irgendeinem Punkt von beiden Subjekten anerkannt werden, zum anderen richtet sich der Ruf nach Bedeutungs-Offenheit nicht so sehr an die einzelne Handlung, sondern an das Handeln des Analysanden im Ganzen. Wenn ein Analysand mitten in der Behandlung anfängt heftig zu husten, kann dies schlicht und einfach somatisch verursacht sein und dann auch als solches betrachtet werden. Wenn dieses einzelne Ereignis jedoch eines von vielen gleicher Art ist, mit denen der Analysand den Analytiker oder sich selbst immer wieder am Sprechen hindert, dann manifestiert es ein Tun, das von den Beteiligten darauf hin untersucht werden könnte, ob sich damit etwas Wichtiges jenseits der bewussten Selbststeuerung Ausdruck verschafft.²² Zunächst spielt dabei die normative Frage nach dem Gelingen des Handelns keine Rolle – wenn alles Handeln sein kann, scheint die Frage nach dem Scheitern am Handeln und eine entsprechende Abgrenzung zum Nicht-Handeln keine Dringlichkeit zu besitzen. Diese Schlussfolgerung lässt sich umgehen, indem man die Überprüfung bzw. das Hinterfragen des Tuns selbst als Teil des Handelns begreift: Dieses scheitert dann, wenn die bewusste Perspektive des Analysanden nicht angezweifelt, sondern als einzige Bedeutungsebene angenommen wird. In diesem Fall findet nicht nur keine Psychoanalyse, sondern auch keine Kommunikation im eigentlichen Sinne mehr statt. Der Grund dafür liegt darin, dass hier im Handeln selbst die Ebene des Ausdrucks und der Selbstinszenierung im Vollzug des Austauschs negiert wird. Damit wird eine Haltung der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit sich selbst gegenüber aufgegeben. Diese Bestimmung des Handelns und seines Scheiterns ergibt allein aus einer hypothetischen innerweltlichen Bewertungsperspektive wenig Sinn: Der Analysand ist zugleich Impulsgeber, Urheber, Erfahrender und Erleidender in und vor

- 21 Der weit verbreitete ironische Kommentar zur Psychoanalyse, man könne dort doch nichts sagen und/oder tun, was der Analytiker nicht irgendwann gegen einen verwenden würde, versteht genau diesen Punkt falsch.
- 22 Eine assoziativ recht nahe liegende Möglichkeit läge vielleicht darin, danach zu fragen, ob der Analysand beabsichtigt, dem Analytiker sprichwörtlich »etwas zu husten«.

dem Hintergrund einer individuellen Dynamik lebensgeschichtlicher Beziehungsstrukturen. Von diesem Standpunkt aus interagiert er mit seiner Umwelt auf eine Weise, die eine unüberschaubare Menge an Interpretationen zulässt, über deren Geltung er allein aus der bewussten Ich-Perspektive nicht ein für alle Mal angemessen und umsichtig entscheiden kann. Sein Handeln gelingt als Vollzug einer durch den psychoanalytischen Dialog initiierten transformativen Selbstbestimmung, die sich als Identität und Veränderung stiftender Aneignungsprozess manifestiert, in dem sich der Analysand aus verschiedenen Perspektiven mit der dynamischen Organisation seiner Innenwelt auseinandersetzt. Die Inszenierung dieser Perspektivenpluralität in der Interaktion mit dem Analytiker ermöglicht ein Sprechen über die eigene Unverfügbarkeit als Zusammenspiel von Erfahrungen der Prägung durch andere. Der Analysand eignet sich so die Fähigkeit an, sich seiner individuellen Verstrickung in Erfahrungen mit anderen Subjekten zu stellen und diese Verstrickungserfahrung als wesentliche Bedingung der eigenen Weiterentwicklung anzuerkennen. Aus der Übertragungsinszenierung des analytischen Dialogs kann sich so eine Praxis der kritischen Selbsthinterfragung entwickeln.

Eine solche Entwicklungsmöglichkeit setzt die Erfahrung voraus, dass sich der Blick auf das eigene Handeln relativieren lässt: Im Verlauf einer Psychoanalyse präsentiert sich der Analysand dem Analytiker zunächst nach eigenem Gutdünken als Individuum mit bestimmten Fähigkeiten, Zielen, Neigungen, aber auch mit Problemen und Beschwerden und der Hoffnung auf Lösung und Linderung – wie beim *Rattenmann* z.B. auf Entlastung von den zwanghaften und obsessiven Rattenphantasien. Wahrscheinlich wird er dann erst einmal erleichtert feststellen, dass ihm sein Gegenüber nicht das Wort im Mund herumdreht und kein peinliches Verhör erfolgt. Im Gegenteil: Er soll und darf einfach drauf los erzählen und seinen spontanen Einfällen folgen. Der Analytiker ist ein behutsamer Nachfragender, der dem Analysanden die Deutungshoheit seines Lebensumfeldes überlässt. Dieses Nachfragen ist eine der wenigen Konventionen, die der Analytiker mit anderen Gesprächspartnern teilt. Der Freude des Analysanden über die ungeteilte Aufmerksamkeit des Analytikers wird sich allmählich ein Gefühl der Unsicherheit beimischen, gepaart mit Empfindungen des Ausgeliefertseins, denn das konventionelle Gleichgewicht zwischen Gesprächspartnern, die sich handelnd als Personen mit ihren Wünschen, Überzeugungen und Zielen offenbaren, hat hier eine Schiefelage. Die Verunsicherung des Analysanden vertieft sich durch den Umstand, dass der Analytiker schweigt oder auf eine Weise antwortet, die Begründungen des Analysanden ins Leer laufen lassen. Stattdessen zielen die Kommentare des Analytikers auf Aspekte des Handelns ab, die gar nicht den Inhalt des Erzählten betreffen, sondern auf die Umstände des individuellen Sprechens und auf Aspekte der geistigen und physischen Präsenz ausgerichtet sind, die eher

als lästige Hintergrundgeräusche des bewussten Überlegens und Reflektierens erfahren werden. Das können Versprecher oder der Abbruch von Sätzen sein, aber auch die Art und Weise, wie Gefühle der Unruhe, Angst oder Wut die sprachliche Vermittlung untermalen. Der Analysand versucht solche unwillkommenen Begleitumstände in sein Verständnis einzuordnen. Er findet Erklärungen für seine aufgebrachte Stimmung, fühlt sich provoziert und stellt sich vor, dass Psychoanalytiker ihre Analysanden wie Anekdoten behandeln, die unter Kollegen ausgetauscht werden. Zu diesem Zweck treiben sie Analysanden zur Weißglut. Sein Verhalten erscheint ihm auf diese Weise nachvollziehbar, es mag ihn überrumpeln, doch dies liegt nicht daran, dass er nicht weiß was er tut, sondern daran, dass es eben die Reaktion ist, zu der er gebracht wird. Das Geschehen wirft ihn nicht gänzlich aus der Bahn, weil er bereits viele Gesprächserfahrungen hat, in denen die Anderen auch so taktlos waren, jede Nuance seines Sprechens auf die Goldwaage zu legen. In den Versuchen, sein Handeln gegenüber dem Analytiker und vor sich selbst zu begründen, zieht der Analysand vielleicht Vergleiche zwischen diesem Mann und anderen Menschen, deren Rechthaberei ihm sauer aufstößt, vielleicht spricht er auch von ›grammar nazis‹ und vielleicht fällt ihm im Zuge dessen auf, dass der Analytiker Essensflecken an der Kleidung hat und schwankt zwischen Pikiertheit und Schadenfreude. Dies scheint zunächst ein Lichtblick im üblichen Verlauf der Sitzungen zu sein, in denen der Analysand zunehmend versucht, sein Sprechen zu kontrollieren, um dem Analytiker keine Gelegenheit für merkwürdige Nachfragen zu geben, die sich auf kontingente sprachliche Besonderheiten beziehen. Im Abflauen der Schadenfreude merkt der Analysand vielleicht, wie seine Stimme zu wackeln beginnt, obwohl er über völlig Harmloses redet, z. B. darüber, dass er einen neuen Esstisch gefunden hat und diesen jetzt restaurieren will. Er erläutert seine Fachkenntnisse und redet in langen Sätzen von Lasuren und Schleifmaschinen. Er kann jedoch nichts dagegen tun, dass seine Stimme immer brüchiger wird und ihm auf einmal Buchstaben, Wörter oder ganze Satzteile abhandenkommen und er zu stammeln beginnt. Vor seinem inneren Auge taucht ein Bild auf, wie er mit einer großen Schleifmaschine den Fleck vom Analytiker-Jackett fräst. Die Vorstellung ergreift Besitz von ihm. Er verstummt und schlägt sich vielleicht die Hände vors Gesicht und merkt an, dass er immer irritiert sei, wenn es anderen Menschen an Sorgfalt mangle und er dann das Gefühl habe, ihre Unsortiertheit übertrage sich auf ihn, er ziehe sie förmlich an.²³

Worin besteht der Sinn dieser kleinen Geschichte? Zum einen bietet sie die Gelegenheit, das Verhalten eines imaginären Analysanden als

23 Der Analysand befindet sich in einer Situation, die von Lear vielleicht am Anschaulichsten in Worte gefasst wird: »It is an uncanny, anxious haunting in which I am called to a halt seemingly by my own principles, or, perhaps,

Handeln zu untersuchen, das aus seiner Perspektive schlüssig erscheint, im Ganzen jedoch auf eine Situation hinausläuft, deren Interpretation als Abbruch, für den er nicht verantwortlich ist, wahrscheinlich nicht einmal den Analysanden selbst voll und ganz überzeugen kann. Es entsteht der Eindruck, dass hier etwas scheitert, der Analysand dieses Scheitern herbeiführt und es gleichzeitig erleidet, dass er also bis zu einem gewissen Maß irrational ist. Es gibt jedoch weitere mögliche Perspektiven auf das Verhältnis von mutwilliger Störung und Erleiden eines Kommunikationsabbruchs, denn der Analysand ist nicht der einzige entscheidende Einflussfaktor. Ebenso einflussreich ist der Analytiker, als beteiligter Akteur des Behandlungsprozesses und als Gegenüber in der Übertragung, das aus der Sicht des Analysanden verschiedene Rollen einnimmt. Der Analytiker teilt mit dem Analysanden eine Perspektive des Nebeneinanders von aktiver Gestaltung und passivem Erleiden: Er handelt, indem er sich den Bewertungen des Analysanden überlässt, aber auch, indem er auf den Analysanden reagiert und zwar indem er dessen Rationalitätsanspruch zunächst weder anfecht noch bestätigt.

Sicherlich ist es nicht Ziel des Analytikers, dem Analysanden zu einer Alleinherrschaft der Vernunft zu verhelfen, ein Umstand, den Freud in eine vielzitierte Form fasst: »Der Mensch soll seine Komplexe nicht ausrotten wollen, sondern sich ins Einvernehmen mit ihnen setzen, sie sind die berechtigten Dirigenten seines Lebens.«²⁴

Dennoch ist (Ir)Rationalität hier von zentraler Bedeutung, wenn auch nicht als Hüterin einer trennscharfen Unterscheidung, sondern als Schauplatz einer Ambivalenz: Während die Psychoanalyse zum einen der Grundidee entstammt, eine Verbesserung des individuellen Lebens sei durch eine erweiterte Aufklärung im Sinne des Strebens nach objektiver Wahrheit über sich selbst zu erreichen, ist Selbstbestimmung allein durch rationale Orientierung und Kontrolle ein Ideal, das in der (Be-)Handlungspraxis interpersonell gebrochen und radikal in Frage gestellt werden muss. Die damit einhergehende Erschütterung scheinbar rationaler Orientierungen und Selbstverständnisse kann zwar durch den Analytiker maßgeblich befördert, nicht aber durch eine endgültige Neuordnung des Denkens und Handelns des Analysanden zu einer stabileren Selbstkontrolle ein für alle Mal ins Positive zurückgebogen werden.

Stattdessen vermag der Analysand eine Ahnung davon zu bekommen, wie er mit sich in eine erkenntniserweiternde, kritische und wertvolle

by their ghostly twins. This is not simply a moment in which I do not know what to do; it is a moment when my capacity to reflect on not knowing what to do has itself momentarily broken down in anxiety.« *Lear, A Case for Irony*, hier in der Reaktion auf Korsgaards Kommentar: »Irony, Reflection, and Psychic Unity«, S. 95.

- 24 Freud in einem Brief an den Psychoanalytiker Sándor Ferenczi vom 17.11.1911.

Weise der Interaktion treten und sich so gelingend selbst bestimmen kann. Er wird auf individuelle Weise in einer Kapazität heimisch, über die er keine endgültige Verfügungsgewalt erreichen, die er aber in ihren Gestaltungs- und Korrekturmöglichkeiten erfahren kann, wenn er sich auf die innerweltliche und intersubjektive Bedingtheit ihrer erneuernden Kraft einlässt. Dabei geht es darum, sich selbst in Frage stellen und dabei den eigenen Antworten gegenüber skeptisch bleiben zu können. Das Hineinfinden in diese Haltung mithilfe des Analytikers bewegt sich an Konflikten entlang und hält darüber hinaus kein endgültiges ideales Ergebnis, keine inhaltliche Bestimmung des wahren Wegs zur Selbstbestimmung bereit. Es vermittelt einen wahren aber begrenzten Eindruck davon, wie es möglich ist, sich in seinen Interaktionen als Urheber und Leidtragender der Spannung zwischen den Bedingungen zu begreifen, die diese Interaktionspraxis ermöglichen: die Impulse der Bedürfnisse und des Begehrens, die in Interdependenz stehen zu den internalisierten Beziehungsmustern, die sich fortlaufend in inneren und äußeren Interaktionen aktualisieren.

Im Selbstverständnis des Analytikers lässt sich die ambivalente Rolle der (Ir)Rationalität auch in ihren methodologischen Implikationen erfassen: Seine Aufgabe ist es zum einen, das Handeln des Analysanden in seinen praktischen Geltungsansprüchen zu hinterfragen, um so einen Verstehensprozess in Gang zu setzen, mit dem beide die Selbsttäuschungen des Analysanden aufspüren können. Das bedeutet zum anderen auch, den Anspruch des Vernunftvermögens auf die Strukturierung des Selbstverständnisses überhaupt mit Skepsis zu betrachten – Indem der Analytiker die psychische Dynamik dieses Selbstverständnisses im Verhalten des Analysanden und in seinem eigenen von möglichen Selbsttäuschungen geprägten Handeln offen hervortreten lässt. Dadurch eröffnet er eine Ebene der zwischenmenschlichen Verständigung, die sich von keinem der Beteiligten abschließend reflexiv einholen lässt, die aber zu einer Aufdeckung von Rationalisierungen und damit möglichen destruktiven Potentialen der Vernunft auf beiden Seiten beitragen kann.

Bezogen auf mein fiktives Beispiel könnte man dies so konkretisieren: Anstatt mit dem Analysanden darüber zu diskutieren, ob seine Einschätzung gerechtfertigt ist, dass seine soziale Umwelt ihn tatsächlich übertriebenermaßen kritisiert und so irritiert, wird der Analytiker davon ausgehen, dass diese Erklärung eine Abwehrreaktion darstellt, die Rationalisierung eines Tuns, das der Analysand sich selbst nicht erklären kann: die sich steigende Aggression gegenüber dem Analytiker, die in der Schleifphantasie ihren vorläufigen Höhepunkt bildet und die in einem seltsamen Kontrast zu dem Ausdruck von Rückzug, Resignation und Hilflosigkeit steht, die der Analysand durch sein Auftreten immer wieder vermittelt. Dieses Geschehen lässt sich als Teil der Übertragungsbeziehung verstehen, in der die Hauptbotschaft in der affektiven

Vermittlung von Beziehungserfahrungen besteht, die der Analytiker auf seine eigene Weise nachvollzieht. Vielleicht fühlt er sich ertappt wegen des Flecks auf seiner Kleidung oder ärgert sich über seine Nachlässigkeit. Vielleicht fühlt er sich wie erschlagen von den langen Ausführungen über Esstische und ist erleichtert, wenn sich der Analysand in seinem Redefluss selbst zum Stolpern bringt. Indem er diese Gegenübertragungsreaktion akzeptiert, eröffnet sich ihm die Möglichkeit, dem Analysanden als Mitmensch gegenüber zu treten und ihm einen Kontakt zu ermöglichen, der nicht auf rationalen Rechtfertigungen des eigenen Verhaltens basiert, sondern in dem scheinbar aus dem Nichts auftauchende Phantasien, Affekte, Befürchtungen und Ängste vor der eigenen Unberechenbarkeit anerkannt werden.

In einer solchen Begegnung gerät die rationale Orientierung der Subjekte in eine ernstzunehmende Spannung: Zwar bildet der psychoanalytische Dialog die Grundlage für eine Aufarbeitung, in welcher der Analysand sich selbst wieder verständlicher wird, wobei der Analytiker dies dadurch befördert, dass er sein durch Fachlichkeit fundiertes und reflektiertes Erleben einbringt und sich bei seinen Deutungen an der Verständigung mit dem Analysanden orientiert. Nichtsdestotrotz liegt die unbewusste Dynamik von Phantasien, Wünschen und Affekten eben nicht in eindeutiger Form vor. Bestandteile der Selbst-Missrepräsentation lassen sich deshalb nicht ein für alle Mal rational auflösen oder korrigieren. Was der Analysand in seinem Verhalten ›auf der Couch‹ zum Ausdruck bringt, sind konflikthafte Aspekte seiner Handlungspraxis, deren Integration in sein Selbstverständnis eine Fähigkeit ist, das Zusammenbrechen der vernünftigen Perspektive aushalten und das damit einhergehende Hervortreten der Widersprüchlichkeit der eigenen Psyche in ihrer Bezogenheit auf und Abgrenzung von der Welt annehmen zu können. Diese Fähigkeit manifestiert sich gerade auch in seinem Handeln, wenn es scheinbar an seine Grenzen gerät: Der Umstand, dass das Handeln aktiv hervorgerufen *und* in seinem Bestimmtheit durch den Kontext seines Vollzugs passiv erlebt wird, führt auch die Möglichkeit der direkten Konfrontation beider Bestimmungen in Situationen des Verfehlens vor Augen. Das aus einer bewusst-aktiven Perspektive agierende Subjekt erlebt dann ein Auseinandertreten von rationaler Steuerung und Bewirken einer gegensätzlichen Interaktion. Solche Situationen können sich als praktische Irrationalität so manifestieren, dass in der alltäglichen, auf rationale Eindeutigkeit ausgerichteten Selbst-Perspektive des Analysanden gleichzeitig eine affektive innere Fremdbestimmtheit erlebt wird. Sie können auch einen oszillierenden Charakter annehmen, den ich als eine Art *innerer Anspielung* bestimmen möchte. Transformative Selbstbestimmung aktualisiert sich als Selbstanspielung in einer Psyche, die hier ihr Vermögen anspielt ebenso wie sie in ihrem Vermögen angespielt wird. Es ist ihr Vermögen, sich zu stören, indem sie mithilfe der Phantasie ihrer

spannungsreichen Dynamik zwischen widersprüchlichen Erfahrungen der Befriedigung und Versagung, der Eigenständigkeit und Abhängigkeit, der Macht und Ohnmacht zum Ausdruck verhilft. Vor diesem Ausdruck weicht das psychische Subjekt in seinem bewussten Erleben zurück und verleiht ihm in seinem Drang nach Distanznahme doch erst endgültige Form und Gestalt. Auf diese Weise sieht es sich schließlich mit etwas konfrontiert, das zumindest in einigen Fällen auf ungewohnte, vielleicht sogar unheimliche Weise ebenso fremd wie vertraut ist, weil es schließlich eine verschüttete Dimension seiner selbst bzw. seines Selbst ist, die ihm entgegenblickt – es findet sich selbstbestimmt wieder.

Wie lässt sich dieser fragile Vollzug verbalisieren, um mehr zu sein als ein subjektiver Eindruck, ohne dass er sogleich von einer rationalisierenden Vermittlung einverleibt wird? Diese Möglichkeit zu eröffnen ist Aufgabe des Analytikers: in seinem Handeln, der Deutung und Verständigung mit dem Analysanden, in denen der Wunsch nach Würdigung und Anerkennung auch von Widersprüchlichkeiten und das willentliche Streben nach Veränderung und Aufklärung aufeinandertreffen. Darin, dass er Selbstbestimmung befördern will durch eine kommunikative Vermittlung der wahrhaftigen Öffnung des Subjekts gegenüber sich selbst und dabei dennoch an die Erhaltung einer zwischenmenschlichen Beziehung gebunden bleibt, deren nicht-sprachliche, affektive und phantasiegetriebene Elemente ja gerade nicht über das Herstellen diskursiver Transparenz eingeholt und rationalisiert werden sollen. Es braucht eine angemessene Rekonstruktion dieser Gratwanderung und der konkreten Bedingungen ihres Gelingens, um in methodologisch reflektierter Weise erfassen zu können, wie es ist, ein fragiles lebenspraktisches Gleichgewicht von Praktiken der Rationalität und Irrationalität auf konstruktive, erkenntniserweiternde und verständigungsbefördernde Weise zu realisieren – um einen disziplinenübergreifenden Eindruck davon zu bekommen, was es bedeutet, sich durch die Kompetenz einer lebenspraktischen Vernünftigkeit, die der Gefahr von Rationalisierungen eingedenk bleibt, gelingend selbst bestimmen zu können.

Damit komme ich zu den methodologischen Überlegungen dieses Kapitels im Allgemeinen und meiner fiktiven Fallgeschichte im Besonderen zurück. Dieser Geschichte fehlt als Gedankenkonstrukt aus philosophischer Feder die konkrete Perspektive des Analytikers als wesentlichem Bezugspunkt einer solchen Erschließung. Natürlich ließe sich die Frage nach dem Sinn meiner Geschichte auch mit einer Fortführung beantworten. Ich könnte eine Deutung und damit einen weiteren Verlauf der Analyse entwerfen, in dem der Analytiker die Fixierung auf den Tisch und auf die Übertragung von Gefühlen der Macht und Ohnmacht im Angesicht einer kritisierenden Autoritätsperson im Auge behalten und den Analysanden allmählich auf seine Gefühle ansprechen würde, worauf dieser letztlich eine Verbindung zu seinem Vater herstellen würde,

der ihm jeden Abend am restaurierten Familientisch gegenüber gesessen und scheinbar interessiert seinen Erzählungen vom Tag gelauscht hätte. Vielleicht hätte die Unruhe hier ebenso zugenommen wie Wut und Zweiflung und dies hätte sich als Inszenierung der Erfahrung erwiesen, dass der Vater jedes Mal nur darauf wartete, dass sich in die aufgeregte Rede des Sohns Fehler einschlichen, um diese zu korrigieren. Hier würde nahe liegen noch zu ergänzen, dass es nicht um den nörgelnden Vater selbst gehen würde, den der Analysand als nerviges Über-Ich nicht loswerde, sondern darum, dass er die schmerzhaft Erfahrung verinnerlicht hätte, dass letztlich jede Interaktion darauf hinauslaufe, ihn nicht nur lächerlich zu machen und bloßzustellen, sondern ihn zu negieren – sein Sprechen wurde durch den Vater nicht nur unterbrochen, sondern durch dessen eigenes ersetzt.

Die Schwierigkeit einer solchen Ausführung läge jedoch nicht nur darin, auf schlüssige Weise darzustellen, wie sich Erkenntnissuche und Anerkennung von Entzogenheit im psychoanalytischen Behandlungsprozess auch durch Rationalitäts- und Irrationalitätszuschreibungen auf dialektische Weise wechselseitig bedingen, sondern schlicht und einfach darin, dass es sich hierbei um eine Geschichte handeln würde, die vielleicht rhetorischen Wert, aber ungefähr so viel Ähnlichkeit mit psychoanalytischen Fallberichten hätte wie ein Roman mit einem Psychoanalytiker als Hauptfigur.

Aus diesem Grund werde ich im letzten Abschnitt dieses Kapitels diejenigen sprechen lassen, die dazu berechtigt sind und mich auf die philosophische Kompetenz zurückbesinnen, Positionen und Herangehensweisen zu vergleichen und kritisch in Frage zu stellen. Dass das fiktive Geschichten-Erzählen damit aber noch nicht völlig aus dem Rennen ist, ist eine Annahme, der ich mich im nächsten und letzten Kapitel wieder zuwenden werde.